



Phil C. Langer

Overkill – Autoethnographische Notizen zur Corona-Pandemie

Freitag, 20. März 2020, 20.42 Uhr

Es ist seltsam: Da ermutige ich andere, aufzuschreiben, was gerade in und mit ihnen und um sie herum vorgeht, einen Reflexionsraum zu schaffen, der ein wie auch immer tentatives Verstehen von etwas, was man noch nicht greifen kann, weil man ein Teil von ihm ist, und was das Potenzial hat, einen zu überwältigen, gerade weil es ungreifbar, unbegreifbar ist, ermöglichen und dadurch ein wie auch immer illusorisch anmutendes Gefühl, wenn schon nicht der Kontrolle, so doch der Handhabbarkeit hervorbringen könnte, und ich komme heute erst dazu, selbst ein paar Gedanken und Gefühlen zu formulieren.

Die Dringlichkeit und das Ausmaß dessen, was die Corona-Pandemie zeitigt oder erst zu zeitigen beginnt, habe ich ja schon im Januar hervorgehoben, damals noch in Berlin, an der International Psychoanalytic University, in meinen Vorlesungen zur Sozialpsychologie, im privaten Gespräche mit Freund*innen und Bekannten. Später, wenn das hier vorbei ist, müsste ich glatt mal meine Viber- und WhatsApp-Messages prüfen, um zu sehen, was ich wann geschrieben habe, wie sich meine eigene Wahrnehmung verändert hat und erst langsam und kaum merklich, dann rasant und sprunghaft, die eingeübten psychischen und sozialen Verarbeitungsmechanismen überfordert wurden. Den Vergleich zur Spanischen Grippe in Bezug auf die mögliche Zahl von Infizierten und Toten habe ich schon früh gezogen,¹ auch den Hinweis auf die Bedeutung der Pandemie als ein Ereignis, das in seinen Folgen kein vergleichbares nach dem Zweiten Weltkrieg gehabt habe. Aber waren das nicht nur leere Prognosen? Leer in dem Sinn, dass ich vielleicht eine Vorahnung hatte, wie sich das entfalten könnte, aber dass damit keine Bilder, keine Narrative, auch kein existenzielles Gefühl verbunden gewesen ist. Ich habe zugeschaut, von Berlin aus, dann von Rom, der Blick ging Richtung China, dann wieder von Berlin, diesmal bereits Richtung Rom, meiner zweiten oder dritten Heimat, ich war noch Mitte Januar beim Skifahren im Kleinwalsertal, bin schließlich nach Wien gezogen, um für ein Jahr eine Gastprofessur zu übernehmen. Hier in Wien plante ich noch eine Forschungsreise nach Jordanien, die eben am heutigen Tag hätte beginnen sollen, verbunden mit der Vorstellung, vor dem Workshop mit einer Flüchtlingsorganisation in Amman, mit der wir seit einem Jahr zusammenarbeiten, um einen Ansatz zur Reduktion der psychosozialen Belastungen der Mitarbeiter*innen einzuführen,² noch den einen oder anderen Tag am Toten Meer verbringen zu können: in der dort, wie meine Wetter-App täglich vermeldete, schon warmen Märzsonne am Strand zu liegen, mit einer Shisha den Sonnenuntergang zu genießen. Nächste Woche wären dann Moderationen und Vorträge in Berlin und München auf dem Programm gestanden, danach ein Wochenende mit Skifahren in Garmisch. Wie seltsam das doch klingt, von heute aus, obwohl es vor kurzem noch die Normalität von meinem – mal mehr, mal weniger – geordneten und planbaren Leben dargestellt hat. Und wie unangenehm peinlich sich diese privilegierte Normalität beim Schreiben dieser Zeilen ausnimmt.

1 - Spinney, L. (1918). Die Welt im Fieber: Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte. München: Hanser.

2 - Jacobi, J., Becker, D., Langer, P. C. et al. (2020). Responding to Staff Care Needs in Fragile Contexts (REST). Eschborn: GIZ
<https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/forschung/what-helps-the-helpers-introductory-guide.pdf>

Mein Partner war, in Rom lebend und arbeitend, schon länger mit der Pandemie in Italien konfrontiert, war näher dran, aber selbst da schien es noch der Norden zu sein, in dem sie sich abspielte, nicht nah genug. Als ich kurz vor dem Umzug nach Wien noch in Albanien war, um einen Workshop mit Psycholog*innen und Sozialarbeiter*innen, die mit sogenannten Remigrant*innen, einem dieser etwas euphemistischen Bezeichnungen für Menschen, deren Hoffnung, auf ein besseres Leben in Deutschland durch abgelehnte Asylbescheide allzu oft in zwangsweisen Rückführungen endet, erlebte ich das erste Mal eine zumindest symbolische Nähe: die Temperaturmessung am Flughafen Tirana. Eine Momentaufnahme, etwas absurd in der Inszenierung, die entschuldigende Geste des medizinischen Personals, das gemeinsame befreite Auflachen, als mir meine Fieberfreiheit auf dem Display gezeigt wurde. Schon näher dran, aber immer noch nicht nah genug, fern genug, um das alles als ein Problem anderswo und als ein Problem der Anderen zu denken. In meinen Kursen betone ich oft, wie dünn und von wie vielen Illusionen getragen, das vermeintlich feste Fundament unserer gesellschaftlichen Welt sei, beziehe das aber meist auf Konflikte, Kriege, Terror, Genozid.³ Wenn sich der US-Präsident D. J. Trump gestern als Kriegspräsident benannt hat, dann hat er nicht unrecht, aber eben auf eine andere Art als die, die er meinte: Es ist kein Krieg gegen das Virus oder die Pandemie (eine metaphorische Rahmung, deren problematische Implikationen Susan Sontag in ihrem Essay „Krankheit als Metapher“ in Bezug auf Krebs und Aids schon vor ein paar Jahrzehnten präzise herausgearbeitet hat⁴); vielmehr setzt die Pandemie einen Schrecken in Szene, der dem der Erfahrung des Krieges durchaus nahekommt. Beides zerstört das Gefühl von Sicherheit, von Normalität, von sozialem Vertrauen, einem Vertrauen in die Welt da draußen, die immer auch eine Welt des Miteinander ist, eines Miteinander, das wird in diesen Tagen deutlich, das immer auch ein physisches ist.

Die ersten Tage hier in Wien schienen indes noch heiter und sorgenfrei, der Universitätsbetrieb lief an, mit Freund*innen und Kolleg*innen ging ich essen, ich spazierte durch die Stadt (an deren Stelle ich gerade als spannende Fehlleistung „Tage“ geschrieben habe), entdeckte das Fitnesscenter, die Tage wurden wärmer. Dann ging alles schnell, muss schnell gegangen sein, es wäre hilfreich, mal die medialen Nachrichten der letzten drei Wochen genau zu lesen, den Ablauf zu rekonstruieren, ein Fundus für diskursanalytische Abschlussarbeiten später einmal. Das scheint schon sehr weit weg, sehr lange her. Wir hatten an der Universität Wien schon in der zweiten Semesterwoche auf *E-Learning* umgestellt, die Gebäude wurden geschlossen, zunächst für die Studierenden, dann für alle, die Geschäfte machten zu, die Restaurants durften nur noch bis 15 Uhr öffnen, zunächst, dann plötzlich gar nicht mehr. Auch die Absagen für die Veranstaltungen in Berlin und München und andernorts kamen nach und nach, dass man am virologischen Kongress am längsten versucht hatte festzuhalten, sei nur als tragikomische Randnotiz erwähnt. Wir sagten die Forschung in der Türkei ab, die meine Kolleginnen Aisha-Nusrat Ahmad und Ulrike Auge durchführen sollten, zusammen mit dem Team eines Kollegen einer anderen Universität, der unsere Absage noch nicht richtig einordnen konnte, als ich sie ihm per Mail mitteilte und dann am Telefon erläuterte, kurz darauf war dann auch er gezwungen, nachzuziehen. Nicht nur hatte Jordanien seine Grenzen geschlossen, auch die Türkei traf bereits Vorkehrungen. Unabsehbar, wie sich die Situation dort entwickeln würde, wenn die Pandemie die Region erfassen würde, wenn sich das Virus in den Campus ausbreiten würde, von denen wir seitdem ja kaum mehr was gehört haben, kaum vorstellbar, dass es nicht schon längst dort ist, wo die Empfehlung, sich lang und intensiv die Hände zu waschen so absurd ist, weil es dort schon an Wasser zum Trinken mangelt, die Vorstellung von Ausgangsbeschränkungen oder Quarantäne ist lächerlich, wie soll das gehen in der

3 - Langer, P. C. (2019). Sozial- als Friedenspsychologie denken. In Kirchhoff, C., Kuhn, T., Langer, P. C. et al., Psychoanalytisch denken. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven (S. 69–120). Gießen: Psychosozial.

4 - Sontag, S. (2003). Krankheit als Metapher. Aids und seine Metaphern. Frankfurt/M.: Fischer.

unübersichtlichen Enge windiger Zelte, erdiger, matschiger, vermüllter Wege dazwischen, wo es nicht mal ansatzweise eine auch nur grundlegende medizinische Versorgung gibt. Unabsehbar auch, wie die türkische Regierung auf die Ausbreitung im eigenen Land reagieren würde, ob die Wahrnehmung einer Krise im Inneren durch Forcierung militärischer Aktivitäten in Syrien versucht werden würde zu überspielen.

Shutdown. Auch in Wien. In ganz Österreich. Zwischen Ländern der Europäischen Union. Grenzen wurden wieder hochgezogen, Flüge ausgesetzt, gestrichen. Mein Partner Michael, der nur für ein Wochenende zu mir nach Wien auf Besuch kommen wollte, konnte nicht mehr zurück nach Rom, ist nun hier in Wien gestrandet, in dieser kleinen Wohnung, die eigentlich nicht für zwei ausgelegt ist. Ausgangsbeschränkungen, Ausgangssperren, Quarantäne. Über 600 Tote wurden heute aus Italien gemeldet. Ungebremste Ausbreitung in Deutschland. Heute auch in Bayern Ausgangsbeschränkung. Wer hätte sich diese Welt zu Beginn des Jahres vorgestellt oder auch noch vor einem Monat, in dieser Form einige wohl auch noch nicht einmal gestern. *Social distancing*, soziale Distanzierung. Sich fernhalten, es aushalten, überstehen. Bis Ostern, die aktuelle Terminierung. Oder doch länger vielleicht? Wie lange kann eine Gesellschaft, noch dazu eine demokratisch verfasste, wie lange können das Menschen, nicht nur die sogenannten Millennials, für die das Ende der Welt vor Kurzem noch nahe, wenn Instagram oder Twitter kurzzeitig nicht erreichbar waren, ertragen? Aussetzen von Rechten, die das ausmachen, wofür Demokratie und die offene Gesellschaft stehen. Zusammenbruch wirtschaftlicher Teilbereiche. Verschlimmerung der Lage derjenigen, die eh ums Nötigste zu kämpfen haben aufgrund von Armut, Ausgrenzung, Obdachlosigkeit, Drogenabhängigkeit. Menschen ohne viel soziale Unterstützungsmöglichkeit, Menschen in psychischen Problemlagen?

Zwei Gedanken sind mir heute im Laufe des Tages wichtig geworden. Der eine nahm seinen Ausgang von einer kurzen konflikthaften Situation mit Michael in der Wohnung. Wir sind ja viel zusammen, auch nah, physisch, hier in der Wohnung, manchmal gehen wir raus, mal zusammen, mal jeder für sich, für ein paar Minuten, eine halbe Stunde, eine Stunde. In der Wohnung sind neue Nachrichten zur Pandemie omnipräsent, die Informationen überfluten einen, es ist wie ein Sog, von einer Internetseite auf die nächste und zurück, ich fühle mich paralysiert, unfähig, mich zu konzentrieren, aufs Lesen etwa oder auch aufs Schreiben. Konflikte seien in solchen Situationen vorprogrammiert, heißt es, Lagerkoller wird als Begriff dafür gewählt. Zu lange zu eng aufeinander, kein Ausweichen, Kleinigkeiten werden explosiv, Emotionen kochen hoch, suchen sich ein Ventil, etwas explodiert. Hier ist nichts explodiert, es war nur ein kleines Missverständnis, das für kurzen Unmut und ein paar ungeduldige Worte sorgte, aber genug, um sich Gedanken darüber zu machen, was hier warum passiert ist. Wir haben das Missverständnis behoben, indem wir uns kurz erzählt haben, vor welchem Hintergrund wir eigentlich was sagen wollten und zugleich implizit davon ausgegangen sind, dass der andere das doch auch wisse oder ihm es doch ganz klar sei. Und da wurde wieder einmal deutlich: *context matters*. In der aktuellen Situation ist es unendlich wichtig, vielem, was wir sagen und tun, einfach zwei, drei Sätze hinzuzufügen, etwas zu erklären, eine gemeinsame Deutung der Situation zu ermöglichen. Warum ist das so? Information ist ja nicht gleich Kommunikation. Nicht nur kann die Flut von Nachrichten gar nicht richtig verarbeitet werden, weil ihr eine Einordnung, eine Deutung, ein Narrativ fehlt, die all die kleinen und großen Fragmente zu einer Sinneinheit zusammenbindet. Jede*r schafft sich zudem seine eigene Welt, in der die Informationen je nach aktueller emotionaler Situation und kognitivem Schubladensystem unterkommen oder auch irgendwo lose rumschwirren, keinen Platz finden, Unruhe auslösen. Die Annahme einer allein aufgrund des Hineingeworfenseins in die gleiche Lage am gleichen Ort implizit geteilten Situationsdeutung geht fehl. Auch oder vielleicht gerade wenn man sehr nahe zusammen ist und jede*r für sich überflutet wird und eben nicht zusammen Reflexionsmöglichkeiten schafft, um ein gemeinsames Narrativ zu entwickeln oder die Narrative im Dialog sich entwickeln zu lassen, wenn jede*r im schweigsam-hysterisch-paralysierten Informationsoverkill und unter Austausch lediglich von Schlagzeilen oder Stichworten verbleibt, was ja durchaus auch hilfreich sein kann, um eine gegenseitige

Ansteckung, einen affektiven Katalysatoreffekt zu verhindern, wenn der ruhige Dialog ausbleibt, dann zerbröckelt langsam das, was eine gemeinsame Welt als implizite und unbewusste und vor allem vertrauensvoller Übereinkunft vom gemeinsamen Erleben einer Situation ausmacht. Würde man nicht vermuten, dass in einer Zwangssituation physischer und sozialer Nähe, in der alle das gleiche zu erleben scheinen, die Impulse des Außen und der lebensweltlichen Bedingungen die gleichen sind, sich auch das Verstehen dessen, was man erlebt, ein sehr ähnliches sein sollte? Gerade auch bei Menschen, die sich vorher schon über lange Jahre sehr nahe waren? Wie erschreckend ist es dann zu bemerken, wie unterschiedlich etwas wahrgenommen, interpretiert wird, sich im Handeln zeigt. Wie viel Distanz ist gerade bei großer Nähe wichtig, um wirkliche Kommunikation zu ermöglichen, also einen Austausch von je individuell erfahrenem Fremden im Alltag, im Job, mit Freund*innen, Bekannten und Unbekannten, um den Anderen als Anderen immer wieder neu zu entdecken. Heidegger schrieb einmal von Entfernung als dem Nahen: Ent-Fernung.⁵ Ich reduziere Ferne. Dazu braucht es aber Distanz. Droht sonst nicht Überwältigung, die abgewehrt werden muss? Wie gehen wir in den kommenden Tagen und Wochen damit um, wie schaffen wir es, zwei Welten miteinander in Kontakt zu bringen in einer räumlich und sozial totalisierenden Alltagswelt?

Ein zweiter Gedanke beim Spazierengehen durch das sehr leere und sehr ruhige Wien. Depressiv schien die Stimmung mitunter oder apathisch, fatalistisch, unsicher, leer. Soziale Distanzierung allerorts, auf den Straßen, an den Ampeln, im Supermarkt, an der Kasse, wo andere auf ihre Distanzlosigkeit hingewiesen werden mussten und nicht immer verständnisvoll waren. Die Ruhe auf der Straße war ansteckend, Handys scheinen nicht mehr zu klingeln, nur sehr wenige telefonieren noch in der Öffentlichkeit. Menschen gehen auf Distanz zueinander. Mein Berliner Kollege Thomas Kühn fragte in einer WhatsApp-Notiz so treffend, wie das denn gehe: Der Mensch, der doch ein soziales Wesen sei, sollte nun eben das Soziale meiden, das plötzlich existenzielle Risiken für ihn bedeuteten. Menschen mit Handschuhen, mit Mundschutz, besorgter Blick, ängstliche Bewegungen. Beim Gehen durch die Straßen fragte ich mich, wovor wir eigentlich Angst haben, wovor ich Angst habe. Was das Erschrecken oder Erschauern ausmacht. Die Pandemie und Corona sind erst mal nur abstrakte Wörter. Infiziert zu werden, krank zu werden, gar zu sterben? Ich selbst kann nicht mal sagen, ob ich Angst davor habe oder nicht. Oder es sich mittlerweile so nah anfühlt, wie es das vielleicht sollte. Bewusste Angst habe ich nicht. Aber was ist mit den unbewussten Anteilen, die sich vielleicht anders äußern? Unwohl ist mir durchaus, weil ich nicht weiß, wie der Krankheitsverlauf bei mir aussehen würde. Eine chronische Grunderkrankung habe ich ja durchaus, aber keine, die die Atemwege betrifft. Macht das einen Unterschied? Wenn es nicht zeitnah einen Impfstoff oder eine gut wirksame Therapie gibt, dann ist die Wahrscheinlichkeit ziemlich groß, dass ich infiziert werde. Wie so viele andere auch. Michael, meine, unsere Eltern, die eindeutig mehrere Merkmale der sogenannten Risikogruppen aufweisen. Eines der unbegreiflichen Phänomene: Wir fiebern Tag um Tag, ob es jetzt Dutzende oder vielleicht auch Hunderte neu Infizierter geben würde, ob die Kurve abflacht oder nicht, aber – *at the end of the day* – wird es hier nicht um Dutzende oder Hunderte gehen, sondern Hunderttausende und Millionen. Die Skala der Infizierten, die länger im Bereich der Hunderter verlief, jetzt der Tausender verläuft, dürfte ohne Impfstoff selbst bei einer gewissen Eindämmung, örtlich wie zeitlich, bald ein paar Log-Stufen in die Höhe schnellen, die Zahl der Toten ohne wirksame Therapie ebenfalls. Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel hätte in ihrer Ansprache im Fernsehen⁶ wohl auch das sagen können: „Mit einer großen Wahrscheinlichkeit werden Sie sich anstecken. Wahrscheinlich wird das einigermaßen glimpflich verlaufen, aber ein Teil von Ihnen wird

5 - Heidegger, M. (1927). Die Räumlichkeit des Daseins. In J. Dünne & S. Günzel (Hrsg.) (2006), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften (S. 141–152). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

6 - <https://www.bundestkanzlerin.de/bkin-de/aktuelles/fernsehansprache-von-bundestkanzlerin-angela-merkel-1732134>.

schwer erkranken, viele von Ihnen werden sterben oder Menschen, die Ihnen nah sind, verlieren.“ Hat sie nicht gemacht und wahrscheinlich ist das gut so. Aber selbst wenn die Kurve abflacht, wird es ohne einen Impfstoff oder eine wirksame Therapie (und auch danach in gewissem Ausmaß) neue Infektionen geben und neue Dynamiken, die immer wieder außer Kontrolle geraten werden, solange es nicht eine Zwangsdurchtestung der Bevölkerung und ein Wegsperrten der positiv Getesteten gibt.

Demokratie wäre das dann nur noch begrenzt. Was aber wären die Alternativen? Aufrechterhalten des Shutdowns für eine lange Zeit, um das Gesundheitssystem nicht zu überlasten? Auch das ginge auf Kosten der Freiheitsrechte, einer offenen demokratischen Gesellschaft und würde zudem die Wirtschaft auf Dauer lahmlegen, was wieder Auswirkungen auf das Gesundheitssystem haben würde. Eher also nicht. Dann doch die erste Option? Oder doch die Position vertreten, dass Menschen eben sterben werden, dass es nicht anders gehe? Der Generationenkonflikt wäre zumindest vorläufig entschärft und die Rente wieder sicher, weil es kaum mehr Rentner*innen gebe am Ende. Bei 3 Prozent Sterblichkeit und 60 Prozent weltweiter Durchseuchung – was für ein Wort! – wären das fast 140 Millionen Tote. Einhundertvierzig Millionen, ein großer Teil davon – auch wenn das aktuell genau andersherum erscheint – wohl im globalen Süden. Der Spanischen Grippe werden etwa 50 Millionen zugerechnet, bloß war damals Weltkrieg und die gesundheitliche Versorgung konnte nicht mal ansatzweise mit der unsrigen mithalten. Die Corona-Pandemie als vielleicht das erste wirklich globale kollektive Trauma aus der gemeinsam geteilten Erfahrung des Leidens und des Todes? Womit ich schon wieder sehr weit weg bin von meinem eigenen Befinden, abgeschweift in statistische Prognosen und Gesellschaftsdiagnosen. Ich glaube, dass das, was ich als unaussprechliche Angst da draußen (und etwas auch da drinnen) zu vermerken meine, was meine Stiefmutter in einer Message heute als „Schockstarre“ bezeichnet hat, zwar auch mit der Angst vor dem Infiziertwerden mit all den möglichen Folgen zu tun hat – einer Angst vor dem Ungewissen, das sich auch aus dem psychohygienisch manchmal unumgänglichen Selbstverbot des Nach- und Weiterdenkens speist: Wie wird es mir gehen, wenn ich erst mal infiziert sein werde, wobei das „wenn“ kein konditionales, sondern ein temporäres ist. Die Angst geht aber noch tiefer. Ich wollte schon vor Jahren das Buch geschrieben haben, hatte auch meine Antrittsvorlesung ursprünglich unter diesem Titel laufen lassen: Weltangstgesellschaft.⁷ Wobei es nicht nur und auch nicht einmal primär um die Ängste geht, die wegen globalisierten Kriegen, Terror, nun der Pandemie da draußen in der Welt sind, sondern um die Angst vor dem Verlust einer gemeinsamen Welt, die sehr reale Züge annimmt, wenn man sich nicht mehr begegnet, also real begegnet im Raum, im öffentlichen Raum, wenn die Selbstverständlichkeit des Dialogs, des Austausches abhandenkommt, wenn alle in ihren kleinen Welten keine gemeinsame Welt mehr herstellen können in den alltäglichen sozialen Interaktionen, in der Konfrontation mit dem Anderen, das mich dazu bringt, zu mir zu kommen und zu einem anderen zu werden. Shutdown und soziale Distanzierung hat ein Abbild in der Konzeption des Menschen als Homo Clausus.⁸ Wir verbleiben in unseren Welten oder vertiefen uns paranoid in die Echoräume virtueller Communities. Die Welt, wie wir sie kannten, ist in der Fragilität, die wir unterschätzen, zerbrochen. Sie wird eine andere sein nach der Pandemie, welche Option des Umgangs auch immer mit ihr gewählt wird. Wer jetzt von Resilienz spricht oder von *post-traumatic-growth* hat nichts verstanden, lebt immer noch in der Welt davor, wo diese Begriffe eine Bedeutung hatten.

7- Das habe ich dann ja später nachgeholt, an einem anderen Ort, zu einem anderen Anlass, einem Abschied: Langer, P. C. (2018, 21. Februar). Zur Weltangstgesellschaft - eine sozialpsychologische Diagnose. Vortrag am Klinik rechts der Isar. <https://www.mri.tum.de/veranstaltungen/body-and-soul-zur-weltangstgesellschaft-eine-sozialpsychologische-diagnose>

8 - Elias, N. (1998). Homo clausus: The thinking statues. In ders., On civilization, power and knowledge (S. 269–290). Chicago: University of Chicago Press.

Samstag, 21. März 2020

Manchmal erinnert mich die aktuelle Situation – meine Situation im Hier und Jetzt der Wohnung, die ich nur selten verlasse, die ich nicht verlassen soll, deren Verlassen mit existenziellen Risiken verbunden wird, deren Eintreten indes nicht gut abgeschätzt werden können, das Zurückgeworfensein auf den engen physischen und sozialen Raum und der Kontaktaufnahme mit Familie, Freund*innen und Kolleg*innen über Viber oder Skype – an Afghanistan. Konkret an meinen Aufenthalt in Kunduz vor ziemlich genau fünf Jahren. Es war Anfang April 2015, als ich mit meiner afghanischen Wahlmutter Shaista im Rahmen einer explorativen Feldforschung für das später von der Deutschen Stiftung Friedensforschung finanzierte Projekt „Wenn der Krieg im Kopf den Blick auf Frieden trübt“⁹ für etwa drei Wochen in Afghanistan unterwegs war, fast zwei Wochen davon in Kunduz, bei einem Freund von Shaista und seiner Familie in ihrem Haus nahe des Bazars. Ich war schon vorher mal in Kunduz gewesen, mit der Bundeswehr, als ich noch für dessen Sozialwissenschaftliches Institut gearbeitet hatte, ebenfalls zur Forschung, jedoch mit dem Blick auf die Erfahrungen der Soldat*innen im Einsatz und meinem besonderen Fokus auf die interkulturelle Dimension des Einsatzes.¹⁰ Als wir damals, im Mai 2010, nach Afghanistan geflogen waren, mit einer von der Bundeswehr genutzten Maschine mit Soldat*innen über den an der Grenze liegenden Stützpunkt in Termez nach Mazar-e-Sharif und im Anschluss gleich mit einer Transall nach Kunduz, war die Lage, wie es militärisch heißt, bereits angespannt. Deutsche Soldat*innen waren in den sogenannten Karfreitagsgefechten mit den Taliban getötet worden, die ersten „im Kampf“ gefallenen bundesrepublikanischen Soldat*innen, der damalige Verteidigungsminister Guttenberg sprach kurz darauf – die subjektive Perspektive vieler Soldat*innen affirmativ übernehmend – von „Krieg“, die Toten avancierten zu „Gefallenen“, ein „Ehrenmal“ wurde in Berlin errichtet. Ich erinnere mich, dass ich bei der Ankunft in Kunduz, beim Ausstieg aus der Transall assoziativ an den Film „Pandora“ gedacht hatte, das heldenhafte – aber eben auch irgendwie koloniale, in jedem Fall gewaltverbundene – Ankommen in einer schönen und zugleich fremden Welt, die da draußen jenseits der Zäune und Mauern lauerte. (Pandora. Pandemie. Das passt.) Dass der Film drei Wochen später beim wöchentlichen Kinoabend im Camp mit süß-salzigem Popcorn Camp gezeigt wurde, sei der Vollständigkeit halber als unbedeutende Randnotiz vermerkt. In Kunduz jedenfalls war von der Hollywoodinszenierung wenig zu spüren, die Landephase der Transall erfolgte bereits in Pendelbewegungen, um kein einfaches Ziel für Raketen zu sein, von denen eine gleich am ersten Abend auf das Lager abgeschossen wurde. Wir konnten das Camp nur selten verlassen, bei kürzeren Einsätzen von Einheiten außerhalb des Lagers, zur Begleitung zu einer Besprechung zum Police Compound in Imam Sahib im Norden zum Beispiel und an einem Abend mit dem Vertreter des Auswärtigen Amtes in Zivil ohne Bewachung in ein Hotel in Kunduz, das einzige wohl, in dem Ausländer*innen, Reporter*innen und Mitarbeiter*innen noch unterkommen konnten nach der Verschärfung der Sicherheitslage. Ein allgegenwärtiges Gefühl der Unsicherheit. Krieg eben, ein asymmetrischer aus militärischer Sicht zumindest. Von der Stadt selbst hatte ich da kaum etwas gesehen, nur kurz aus dem Panzer heraus, ein paar Kinder vor allem, Häuser, Geschäfte.

Als ich dann fünf Jahre später wieder nach Kunduz kam, diesmal ganz in Zivil, im Auto von Freunden von Freunden, in Pashtunklamotten, war die Lage aus militärischer Sicht weit

9 - Langer, P. C., Ahmad, A.-N., Auge, U. & Majidi, K. (2019). Glimpses of Hope in the Shadow of War. The Afghan Youth Project. A report on selected research results and policy implications. Berlin: IPU Berlin. https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/news/Afghan_Youth_Project_Report2019.pdf; Langer, P. C., Ahmad, A.-N., Auge, U. & Majidi, K. (2020). Jugend in Afghanistan. Ringen um Hoffnung in Zeiten des Krieges. Gießen: Psychosozial.

10 - Seiffert, A., Langer, P. C. & Pietsch, C. (Hrsg.). (2011). Der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan: sozial-und politikwissenschaftliche Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS.

schlimmer, die mehr als fünfstündige Fahrt führte uns durch Provinzen und Gegenden, die nicht mehr von der Regierung kontrolliert waren. Selbst aus Sicht der afghanischen Bekannten, die die Situation in 2010 als eher harmlos erinnerten, überwog ein Gefühl der Unsicherheit, zumindest was uns – oder mich, der unrasiert und gebräunt und verkleidet zwar nicht auf Anhub als Europäer erkennbar war, beim ersten Wort jedoch zweifellos – betraf, zumal unser Gastgeber als kritischer Journalist ein Anschlagziel der Taliban gewesen ist. Das Haus, in dem wir unterkamen, konnten wir nur selten verlassen, zu groß schien die Gefahr vor allem für mich zu sein. Ob das so war, konnte ich nicht sagen, ich wusste es einfach nicht. Mit Obaid konnte ich ins Fitnessstudio und auf den Markt und zur Datenerhebung an eine Schule, mit Zabi zu Fußballspielen, offizielle Besuche beim Gouverneur und Polizeipräsidenten mit Video für regionale Fernsehen gehörten zur Selbstverständlichkeit und erleichterten nicht gerade den Versuch, „unterm Radar“ Forschung zu betreiben. Dass die Gefahr real war, zeigte sich, als einen Tag vor der Rückfahrt nach Mazar ein deutscher Mitarbeiter der GIZ von den Taliban entführt wurde, eben auf jener Straße, die auch wir am nächsten Tag nehmen mussten. Der Aufenthalt in dem Haus, in dem ich mich als fremder Mann nur im unteren Stockwerk aufhalten durfte, inklusive den wenigen Metern vor dem Haus zum Tor für die Zigarette, war nicht einfach für mich. Es gab eigentlich nur den einen größeren Raum, der als Aufenthaltsraum für alle diente, in dem von früh bis abends die Kinder spielten, die ebenfalls aus Sicherheitsgründen nicht aus dem Haus durften, außer ein- oder zweimal in der Woche kurz zum mauernumwehrten Spielplatz, mit bewaffnetem Bodyguard zu acht im kleinen weißen Toyota Corolla. Wir aßen in dem Raum, wir unterhielten uns, wir schauten fern, wir saßen am Computer, waren im Internet, wenn es Strom gab, und wenn alle zu Bett gegangen waren, war dies auch mein Schlafzimmer, auf einer der Matratzen auf dem Boden mit den Kissen, wo wir tagsüber saßen, aßen, spielten, lachten, raufte, trauerten. Mit der Lampe über mir, die sich nicht ganz ausschalten ließ, auch nachts mit Wackelkontakt ständig blinkte und blitzte. Ich überlegte mir nachts manchmal, was ich machen würde, wenn das Haus überfallen würde, dies war ja der erste Raum, in den sie kommen würden, alle anderen schliefen ja in den Stockwerken darüber. Konnte ich durch eines der Fenster entkommen? Wohin führte es? Ich konnte nur grob einen kleinen Garten und einen verfallenen Zaun sehen, eine Mauer. Ich wäre wohl nicht weit gekommen. Die meiste Zeit der fast zwei Wochen war ich im Haus, ich wartete, auf das Essen, das ich mir nicht selbst machen konnte, weil die Küche oben war, auf Nachrichten vom Außen, ich las etwas, ich schrieb etwas, ich spielte mit den Kindern, ich checkte die Mails, wenn es denn mal ging, wenn Strom und Internet liefen, wir redeten viel. Immer ging es irgendwann um die Sicherheitslage, neue Einschätzungen angesichts neuer Anschläge, Bilder der enthaupteten Polizisten in Badachschan, mit deren Köpfen Fußball gespielt wurde von in schwarz gekleideten Kämpfern, eines der ersten deutlichen Zeichen, dass ISIS in Afghanistan angekommen war, niemand konnte genau sagen, was als nächstes kommen würde, ob es auch mal besser werden würde. Jedes Gespräch aber endete mit einem „wenn das vorbei ist, wenn es wieder friedlich ist, *when the war is over*, dann...“. Beim nächsten Mal vielleicht schon könnte man dies und das tun, Möglichkeiten, die es mal gab, eine Normalität, die wiederkommen würde, zumindest in den Anrufungen der Freunde und Bekannten, in der kollektiv beschworene Utopie.

Ich bin nicht mehr nach Kunduz gekommen seitdem. Dreimal wurde Kunduz von den Taliban gewaltsam eingenommen. Ein Freund aus Kunduz konnte einmal im Kofferraum eines Onkels versteckt gerade noch aus der Stadt fliehen. Die Blicke der Frauen in Mazar, die uns im Interview erzählten, wie sie über Leichen steigen mussten, die auf der Straße lagen, werden mir immer in Erinnerung bleiben. Wenn es nach dem letzten Friedensabkommen zwischen den USA und den Taliban, an dem die afghanische Regierung nicht beteiligt gewesen ist, wirklich dazu kommen sollte, dass es friedvoller im Land zugeht und das „dann“ eingelöst werden könnte, wird es eine andere Realität sein, in der sich das Land befindet, eine neue Normalität, die erst aufgebaut werden muss und deren Konturen noch nicht einmal vage absehbar sind, eingedenk von Jahrzehnten der Gewalt, die das Land draußen und die Menschen drinnen für immer aufs Tiefste beschädigt hat und die über Generationen hinweg ihre Folgen zeitigen wird.

Die Erfahrungen, die wir gemacht haben, schreiben sich ein, rahmen, prägen, bestimmen die Wahrnehmungen des jeweiligen Heute, legen Handlungsoptionen nahe, verunmöglichen andere. Victor Klemperers Tagebücher aus der Zeit des Nationalsozialismus zeugen davon sehr eindrücklich.¹¹

“Save the summer. #Stay the fuck home” habe ich heute als großes bunt bedrucktes Plakat an einem Balkon an einem Haus am Donaukanal gesehen. Eine schöne Vorstellung, die ich gern teilen können würde.

Sonntag, 22. März 2020

Einige Gedanken zur Lehre, gepostet in dem aktuellen Diskussionsforum des Instituts für Bildungswissenschaft auf der Internetplattform Moodle, das zum Austausch von Erfahrungen mit E-Learning unter Bedingungen des Shutdown eröffnet wurde:

„Liebe Kolleg*innen,

als erst Anfang März für ein Jahr ans Institut gekommener Gastprofessor, für den noch so vieles neu ist und wohl erst einmal bleiben wird, da dessen alltäglich sich vollziehende Aneignung ausgesetzt ist, die Stadt, die Universität, die institutionellen Abläufe, dessen Einblick in die spezifische Kultur des Lehrens und Lernens hier auf die jeweils ersten Sitzungen meiner Kurse beschränkt ist und der in der bisherigen Tätigkeit eher unsystematisch mit E-Learning-Tools gearbeitet hat, bin ich sehr dankbar für dieses Forum zum Austausch der in den letzten Wochen unter Bedingungen des Shutdown und des Imperativs sozialer Distanzierung gemachten Lehrerfahrungen.

Ich finde den Begriff der Erfahrung in seiner tieferen Bedeutung durchaus treffend. In seinen Ausführungen zum Erfahrungsbegriff in der Pädagogik vermerkte Bollnow 1974, dass „erfahren“ ja von „fahren“ komme und ursprünglich eine Ortsbewegung bezeichne, die auch mit dem Wort „Gefahr“ zusammenhänge. „Erfahrung ist dann in diesem Sinn das, was einem auf der »Fahrt«, auf der Reise also, begegnet. Erfahrung war also in diesem Sinn das, was der Mensch in den Gefahren der Fahrt zu erleiden hatte und als bittere Erinnerung mit nach Hause nahm.“ (S. 19). Er wies unter Bezug auf Gadamer und Luhmann darauf hin, dass Erfahrung „enttäuschte Erwartung“ sein: „Das setzt eine ganz bestimmte, dualistisch gegliederte Struktur der Umwelt voraus, nämlich das Innere einer vertrauten, durchgehend sinnerfüllten und in diesem Sinn verständlichen Welt, in der wir leben, und ein Draußen – relativ zu dieser verstandenen Welt –, aus dem immer wieder das Neue, Störende und darum auch Schmerzhaftes in die vertraute Welt einbricht, den gewohnten Ablauf unterbricht und die in ihm begründeten Erwartungen enttäuscht. Wir haben damit ein sehr einfaches Modell: eine vertraute Welt und den in sie einbrechenden Zufall – Zufall jedenfalls, gesehen aus dem Erwartungshorizont der vertrauten Welt.“ (S. 21)

In solch einer Situation nicht nur des Einbruchs von schmerzhaft erfahretem Neuen in die vertraute Welt, sondern des zunehmenden Verlustes einer gemeinsamen Welt, so mein Eindruck, befinden wir uns. Was bedeutet es für den Menschen als soziales Wesen, sich

11 - Klemperer, V. (2012). Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten: Tagebücher 1933–1945. Eine Auswahl. Berlin: Aufbau Digital.

von dieser ihn konstituierenden Sozialität Abstand nehmen zu müssen? Wenn der oder die andere als existenzielle Gefahr wahrgenommen wird? Wenn der Raum der Begegnung und des Gesprächs, der für den Menschen als Homo Dialogicus, wie Buber ihn nennt, unverzichtbar ist, kleiner wird, sich verschiebt, zunehmend ins Virtuelle verlagert wird, in einen vielfach vermittelten, hoch fragilen Resonanzraum transformiert wird? Das geht natürlich weit über das hinaus, was wir hier im Forum als Erfahrungen mit didaktischen Möglichkeiten in dieser neuen Lehrwirklichkeit besprechen, geschweige denn lösen können. Ich finde es indes wichtig, über die unzweifelhaft wichtigen technischen und konkret didaktischen Optionen des E-Learnings hinaus den gesellschaftlichen Kontext mitzudenken. Haben wir über die – ja immer herausfordernde, derzeit mitunter anspruchsvollere und uns und die Studierenden stärker fordernde – Aufgabe, gute Lehre machen, nicht auch eine gesellschaftliche Verantwortung – oder zumindest eine Chance, unseren Studierenden in dieser schwierigen, für viele verstörenden, vielleicht auch existenziell verängstigenden Situation zur Seite zu stehen?

Ich muss gestehen, dass ich mit den unterschiedlichen Optionen des E-Learning, die es hier dankenswerterweise gibt, noch ringe, noch nicht sicher bin, welche Formate und welche Procedere für meine Kurse (2 thematische Seminare im Bachelor und Master, 1 Kurs zu angewandter Methodologie II, in dem es wesentlich um die Entwicklung und Durchführung explorativer Interviewprojekte geht, 1 praktikumsbegleitendes Seminar, das einen Raum für die Reflexion der Forschungs- und Praxiserfahrungen (sic!) eröffnen soll) sinnvoll sein könnten. Ich habe Podcasts aufgenommen, in denen ich unter Verweis auf Präsentationen, die ich zusammen mit den Podcasts auf Moodle hochgeladen habe, kürzere Einführungen in Themen und Texte angeboten und die Studierenden gebeten habe, eine Zusammenfassung des Textes mit kritischer Reflexion (offene Fragen, Kritikpunkte, darüberhinausgehende Gedanken) auf einem Diskussionsforum auf Moodle zu posten und die Überlegungen anderer zu kommentieren, zu ergänzen, weiterzuführen. Das hat in drei der vier Kurse richtig gut geklappt, da sind spannende, vernetzte Diskussionszusammenhänge entstanden, das fand ich beeindruckend. Im Anschluss habe ich dann noch einen Podcast hochgeladen, in dem ich auf die Diskussion eingegangen bin, Frage aufgegriffen, theoretische Einordnungen angeboten habe. Dabei habe ich zugleich gemerkt, dass ich nicht so der Podcast-Typ bin, der allein vor dem Rechner in eben diesen spricht, weshalb ich dazu übergegangen bin, diese Podcasts eher im Interviewformat zu gestalten, also mit Kolleg*innen per Skype über das kurs-/textspezifische Thema zu sprechen, das über Audicity aufzunehmen, etwas zu bearbeiten und dann hochzuladen. In der nächsten Woche werde ich nun – ermutigt durch Ihre Erfahrungsberichte hier (ganz herzlichen Dank!) – auch einen Versuch mit Zoom starten. Zusammen mit einigen einführenden Videos dazu auf Youtube bin ich von Zoom schon jetzt vorab ziemlich begeistert und freue mich drauf, dessen Möglichkeiten zu erkunden, wobei ich mich vorerst für ein etwas anderes Lehrformat entschieden habe: 30 Minuten interaktive Vorlesung, dann 30 Minuten ohne Bespielung, in denen die Studierenden individuell dazu arbeiten oder sich untereinander dazu austauschen können, dann nochmals 30 Minuten, in denen eine Tutorin eine niedrigschwellige Diskussion anbietet. Ob das oder wie das funktioniert, kann ich dann Ende der kommenden Woche sagen.

Die Teilnahme an dem Zoom-Meeting mache ich jedoch nicht verpflichtend. Corona, sagt man, gehe jede*n in gleicher Weise was an, betreffe jede*n unterschiedslos, fast demokratisch, möchte man sagen, aber das stimmt ja nur sehr bedingt, verschärfen sich in der aktuellen Situation des Shutdowns doch soziale Ungleichheiten. Für viele Studierende mag die universitäre Lehre gerade nicht das Wichtigste im Leben sein angesichts von Ängsten bzgl. ihrer Gesundheit oder der Gesundheit der Menschen, die ihnen nah sind, angesichts des Wegfalls von lebensnotwendigen Einkünften, angesichts des Sorgens um andere in ihrem sozialen Umfeld. Die meisten mögen technische Zugänge haben, aber nicht alle können diese unter den aktuellen Umständen zu den für einen Kurs bestimmten Zeiten und in einigermaßen ruhigen Räumen nutzen. Ich würde den interaktiven Vorlesungsteil wohl aufzeichnen und dann denen auf Moodle zur Verfügung stellen, die sich das zu einem anderen Zeitpunkt ansehen möchten.

Zoom halte ich, ohne hier und heute damit schon in der Lehre gearbeitet zu haben, für eine richtig gute Möglichkeit, Inhalte in Vorlesungsformat zu vermitteln, auch mit der einen oder anderen Diskussion dazu. Skeptisch bin ich indes in Bezug auf diskussionsintensive Kurse, in denen etwa ein Text eher als Impuls fungiert, um gemeinsam in der kommunikativen Interaktion etwas entstehen zu lassen. Für das praktikumsbegleitende Seminar (zumal, wenn die meisten Praktika derzeit nicht stattfinden können, weshalb wir uns kurzfristig entschieden haben, ein neues Forschungspraktikum auf den Weg zu bringen, das die sozialen Dimensionen der Corona-Krise in den Blick nimmt) scheint es mir schwer, wenn nicht unmöglich, virtuell einen gelingenden Reflexionsraum für die gemachten Erfahrungen zu schaffen. Aber vielleicht bin ich da etwas zu stark von Barthes beeinflusst, der die unabdingbare Notwendigkeit der körperlichen Präsenz und der daraus sich speisenden, mitunter unbewussten Interaktionsdynamik betont, aus der heraus Erkenntnis, die etwas anderes meint als den Erwerb von Wissen (etwas im Rahmen einer Vorlesung), erwächst. In seinem kurzen Essay „An das Seminar“, das ich einfach mal für alle, die ihn noch nicht kennen, aber vielleicht lesen möchten, in den Anhang stelle, schrieb Barthes vom Seminar als einer „subtle topology of corporeal relation“ (S. 332), in denen das, was er in grober Anlehnung an psychoanalytische Konzeption als „horizontal transferences“ bezeichnet, zum Tragen kommt: „what matters, in such a seminar (...), is not the relation of the members to the director, but the relation of the members to each other“, „a web of amorous relations“ (S. 333). Insofern es um das Begehren des Textes gehe, sei das Seminar immer auch ein „space of disappointment“ (S. 334): „In the seminar (and this is its definition), all teaching is foreclosed: no knowledge is transmitted (but a knowledge can be created), no discourse is sustained (but a text is sought): teaching is disappointed. Either someone works, seeks, produces, gathers, writes in the other's presence; or else all incite each other, call to each other, put into circulation the object to be produced, the procedure to compose, which thus passes from hand to hand, suspended from the thread of desire like the ring in round games.“ (S. 337) Wäre es möglich, dies im virtuellen Zusammenkommen in Szene zu setzen? In der gruppenanalytischen Tradition, in der ich stehe und in der die Matrix der im Hier und Jetzt sich begegnenden Subjekte eine zentrale Bedeutung hat, bin ich da mehr als unsicher.

Ein letzter Gedanke: Bieten die E-Learning-Tools nicht auch die Chance, mit den Studierenden das, was gerade passiert, da draußen in der Welt und hier drinnen in uns, zu thematisieren, sie bei der psychosozialen Bewältigung der Situation zu unterstützen? Vielen kann es schon eine ungeheure Hilfe sein, wenn wir ihnen über das, was ja viele, die hier im Forum ihre Erfahrungen vermittelt haben, tun, also regulär ihre Kurse, ihre Vorlesungen etwa über Zoom abzuhalten, ihnen dadurch also Struktur bieten, ihnen durch die festgelegten zeitlichen Rhythmen und nun virtuellen Orten das Gefühl von Sicherheit vermitteln, die Illusion von Normalität aufrechterhalten, soweit dies eben möglich ist. Wir sollten das nicht unterschätzen. Hier wird eine online gehaltene Vorlesung zu weit mehr als nur einer technisch und vielleicht didaktisch etwas anders aufgesetzten Lehreinheit, trägt wesentlich zur individuellen und sozialen Verortung bei. Vielleicht wäre es aber auch sinnvoll oder notwendig, über weitere Räume des Austausches nachzudenken und sie auszuprobieren (wobei eben das wieder dort schwierig werden könnte, wo es mit Barthes um die physische Begegnung, die direkte Resonanz, das, was im unmittelbaren Dialog entstehen kann, geht...). Ich freue mich und bin gespannt auf den weiteren Austausch!“

Montag, 23. März 2020

„Es ändert sich die Art, in der Menschen miteinander zu leben gehalten sind; deshalb ändert sich ihr Verhalten; deshalb ändert sich ihr Bewußtsein und ihr Triebhaushalt als Ganzes.“¹² Auf diese kurze Formel lässt sich bringen, was Norbert Elias in seinem zweibändigen Werk *Der Prozeß der Zivilisation*, herausarbeitet. Die Beispiele, die er in seinem Durchlauf durch die „westliche“ abendländische oder genauer noch west- und mitteleuropäische Geschichte diskutiert, sind – bei aller möglichen und nötigen Kritik unter anderem an zu vereinfachten, unterkomplexen historischen Analysen – durchaus prägnant: wie etwa Benimmbücher, die das Schnäuzen ins Tischtuch beim Essen verpönten, lehrten, wie mit Gabel, Löffel und Messer umgegangen werden müsste, vom Hofe ausgehend die allgemeinen Tischsitten veränderten und dazu führten, dass wir bei Verstößen gegen diese Verhaltensnormen Gefühlen von Scham und Peinlichkeit und Ekel verspüren. Ein gesellschaftliche Entwicklungen und psychische Dynamiken verschränkender Prozess, der sich in den je individuellen Sozialisationserfahrungen in der „modernen“ Gesellschaft als Internalisierung soziokultureller Standards wiederholt. Ein äußerer Fremdzwang (die Benimmbücher und die gesellschaftlichen Sanktionen, die mit Regelverstößen einhergehen) wurde und wird fortlaufend in einen inneren Selbstzwang übersetzt und verfestigt (eben dies und das so und so zu tun und nicht anders und das, was dem nicht entspricht innerlich zu sanktionieren), der sich tief in die Affektstruktur der Subjekte einschreibt.

Ich weiß nicht genau, wie ich auf Elias gekommen bin, als ich unten am Platz nach dem Semmelholen mit der Morgenzigarette in der Sonne stand, aber irgendwie war da das Gefühl, mit seinem zivilisationstheoretischen Blick in der aktuellen Situation etwas „anders“ wahrnehmen zu können, ein kleines Erkenntnis-*ad-on* zu hamstern sozusagen. Denn da hat sich ja schon einiges getan in den letzten Tagen und Wochen und Monaten, was mit Elias – ausgehend von Veränderungen der globalisierten Umwelt, die wir mit dem Begriff der Pandemie fassen und die über die renationalisierenden Schließung von Grenzen zu einer zunehmenden Verengung des öffentlichen als sozialen Raumes führten und zu vor Kurzem nur in fiktionalen Dystopien für möglich gehaltenen Verhaltensdisziplinierungen geführt hat – als Fremd- und Selbstzwangsdynamiken sich beschreiben lässt. Von rückblickend fast schon naiv-niedlich wirkenden Empfehlungen, in die Armbeuge zu schnäuzen, über Empfehlungen zum richtigen Waschen der Hände, beispielhaft in einem Video der Weltgesundheitsorganisation vorgeführt und vielfach in sozialen Medien adaptiert, bis hin zum Verhaltensimperativ der physischen Distanzierung, die zunächst ja in ihrer Fehlerhaftigkeit durchaus den Kern treffend als soziale Distanzierung oder *social distancing* bezeichnet und begriffen wurde, und schließlich mit staatlicher Macht durchgesetzte Ausgangsbeschränkungen, Kontaktverbote, Ausgangssperren. Shutdown. Lockdown. Das Gebot, sich nicht zu nahe zu kommen, das Verbot, sich zu treffen. Menschen gehen sich aus dem Weg, wechseln die Straßenseite, bestehen vehement auf Abstand an der Supermarktkasse, man beäugt sich skeptisch, empfindet den intergenerationalen großfamiliären Sonntagsspaziergang in der Sonne als verstörend, ein Gefühl stellt sich ein, das Elemente von Peinlichkeit und Ekel beinhaltet, im Falle von offensichtlich migrantischen Familien noch kulturalistisch abwertende Zuschreibungen mit sich bringt. Die freundschaftliche Umarmung zur Begrüßung oder zum Abschied, von flüchtigen oder nicht ganz so flüchtigen Küssen begleitet, hat ihre Normalität verloren, mehr noch, wird zum gesellschaftlichen *no-go*, dessen Beobachtung auf der Straße heute Entsetzen auslösen würde. Nicht einmal ein Händedruck scheint noch möglich oder nur mit beidseitiger Sanitätsbehandschuhung. Zeitigt aber das, was in der aktuellen Situation epidemiologisch

12 - Elias, N. (1969). Über den Prozeß der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2. Wandlungen der Gesellschaft: Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Marburg: Francke, S. 377.

geraten ist, über das Ende der Pandemie, wie und wann immer diese definiert werden mag, hinaus nicht nur Folgen in der Gestaltung künftiger sozialer Interaktionen, sondern auch der psychischen und affektiven Struktur der Subjekte? Was Elias als Prozess der „westlichen“ Zivilisation im Wandel der Sozio- und Psychostruktur über mehrere Jahrhunderte hinweg beschrieben hat: Könnte dieser auch in wenigen Monaten durchlaufen werden? Verändern die in der existenziell empfundenen Krise als direkte Antwort und Intervention eingeführten Verhaltensregulationen längerfristig die Art und Weise, wie wir einander begegnen, ohne dass es dann gesetzliche Verordnungen und Strafandrohung braucht, und die Art und Weise, wie wir wahrnehmen, denken, fühlen? Wenn nicht: Wie lange wird es wohl dauern, bis wir angstfrei und ambivalenzarm engsten Körperkontakt mit Fremden in der Öffentlichkeit genießen können? Als geborener Münchner geht hier natürlich – als ethnographisches und autoethnographisches Forschungsfeld – der Blick aufs Oktoberfest 2020 (oder, realistischer wohl, eben erst 21, 22, 23). Was für eine Vorstellung!

Dienstag, 24. März 2020:

Genetische Diskriminierung ist ein Begriff, den ich vor einigen Jahren durch meinen damaligen Frankfurter Kollegen Thomas Lemke kennenlernte. Er bezeichnet „die ungerechtfertigte Ungleichbehandlung von Menschen aufgrund vermuteter oder tatsächlich vorhandener genetisch bedingter Eigenschaften“, der analytisch fassbar macht, wie „Menschen aufgrund genetischer Merkmale durch Versicherungen, Arbeitgeber und Behörden benachteiligt, ausgegrenzt oder missachtet werden“¹³. Wohl nicht nur in den USA können genetische Dispositionen für bestimmte Erkrankungen die Einstellungschancen im Arbeitskontext oder die Möglichkeit des Abschlusses von Lebensversicherungen beeinflussen. In noch existenziellerer Weise wird durch die Pränataldiagnostik, durch die Eltern das Risiko einer Behinderung ihres Kindes feststellen lassen können, der Wert von Leben neu verhandelt: Menschen mit Behinderung wird ein Leben womöglich gar nicht mehr „zugemutet“ oder erlaubt; Eltern, die trotz eines diagnosefundierten Wissens um eine mögliche oder wahrscheinliche Behinderung ihres Kindes keinen Schwangerschaftsabbruch vornehmen wollen oder sich – als zu rechtfertigende *opt-out*-Option – dazu entschließen, keinen Test vornehmen zu lassen und kein „normales“ Kind zur Welt bringen, werden gesellschaftlich stigmatisiert. In Zeiten biomedizinischer Machbarkeit und technischer Lebensoptimierung lädt offensichtlich Schuld auf sich, wer sich dem nicht beugt.

In den letzten Tagen habe ich mich gefragt, ob man nicht auch von einer viralen Diskriminierung sprechen könnte. In einem anderen Sinne freilich. Einem zugleich vielfältigeren. Diskriminierung heißt zunächst ja nur Unterscheidung. Viren diskriminieren in diesem allgemeinen Sinne erst einmal nicht. Jeder und jede kann theoretisch infiziert werden, im Falle des Corona-Virus mehr oder weniger schwer erkranken, mitunter auch sterben. In der Realität indes trifft es indes nicht alle Menschen gleich, wie die in den letzten Wochen so omnipräsent gewordene Rede von den Risikogruppen andeutet: die der Älteren und der – wie auch immer vage definierten – Vorerkrankten. Die statistischen Risiken schwerer Krankheitsverläufe bis hin zum Tode nehmen mit zunehmendem Alter deutlich zu. Das ist natürlich nichts Corona-spezifisches. Die Gesundheitsberichterstattung des Bundes weist für 2017 unter der ICD-10-Diagnose J11 „Grippe, Viren nicht nachgewiesen

13 - Lemke, T., Liebsch, K., Eißing, T., Hoeltje, B., Manz, U., & Plümecke, T. (2013). Genetische Diskriminierung in Deutschland? Erfahrungen von Andersbehandlung und Benachteiligung aufgrund genetischer Krankheitsrisiken. *Soziale Welt*, 270.

lediglich 2,5 Prozent der Sterbefälle in der Gruppe der bis 50-Jährigen aus, 2,7 Prozent der Gestorbenen waren zwischen 50 und 60 Jahre, 6,8 Prozent zwischen 60 und 70 Jahre und immerhin schon 21,6 Prozent zwischen 70 und 80 Jahre alt. 66,6 Prozent der Sterbefälle fielen jedoch in der Gruppe der über 80-Jährigen an. Ein ähnliches, noch etwas deutlicheres Bild bildet sich bei der Diagnose J18 ab, die sich auf Pneumonien bezieht, deren Erreger nicht näher bezeichnet wurde. Hier waren 2017 77,2 Prozent der daran Gestorbenen über 80 Jahre alt.¹⁴ Auch ohne medizinisches Fachwissen erscheint das nicht verwunderlich. Nur wenn man zu arg von biomedizinischem und biotechnologischem Fortschrittsglauben befallen, den Tod nicht als doch wesentlicher Teil der *conditio humana*, sondern als leider noch nicht ganz überwundenes ärgerliches Übel ansieht, und einen zunehmenden Verfall körperlicher Funktionen verleugnet, was ja im je besonderen Fall des eigenen Alterwerdens als wichtige Illusion durchaus positiven Charakter aufweist, dürfte man darüber erstaunt sein. Und doch hat die Corona-Pandemie zu einem krassen Paradigmenwechsel in der diskursiven Konstruktion „der Älteren“ geführt. Zirkulierten vorher Bilder aktiver, gesunder, glücklicher Senior*innen, die sich nach neoliberalen Modellen eines „active aging“, eines „healthy aging“ oder gar „successful aging“ messen lassen und ihren gesellschaftlichen Nutzen durch „lebenslanges Lernen“, bürgerschaftliches Engagement, mindestens jedoch unbezahlte Care-Tätigkeit im intergenerationalen Dienste beweisen mussten, so gelten sie nun als höchst vulnerable und schutzbedürftige Gruppe. „Protecting the weak“ hieß ein Forschungsprojekt einer Kollegin in Frankfurt so prägnant.¹⁵ Die sozialen Schlussfolgerungen, die aus dem medizinischen Befund einer so deutlich höheren Letalität¹⁶ gezogen werden, scheinen gleichwohl in ihrer Ambivalenz nicht so verschieden von der Gleichzeitigkeit des realen Abbaus individueller Fähigkeiten und der gesellschaftlichen Forderung nach Leistungsbereitschaft. Wir isolieren sie, indem wir Versuchsverbote in Alters- und Pflegeheimen aussprechen und so ihre sozialen und vor allem engen familiären Kontakte einschränken, erwägen, die Ausgangsbeschränkungen für sie erst ganz am Ende, wenn keine Gefahr mehr dräut, aufzuheben, wir nehmen ihnen das, worüber wir ihnen gerade noch Anerkennung spendeten, die sorgende Arbeit für die Enkel*innen, die nachbarschaftliche Unterstützung anderer, die sportliche Betätigung, um der Anforderung, fit bis zum Schluss und darüber hinaus zu bleiben, standzuhalten. Wenn es dann indes Richtung Ende geht, im Krankenhaus, auf der Intensivstation, bei zunehmender Knappheit medizinischer Ressourcen, fällt die Abwägung des Wertes von Leben doch eher auf die Seite der Jüngeren, habe sie doch, statistisch gesehen, die bessere Überlebenschance bei schwereren Verläufen. Ethik beginnt dort, wo es keine festen Regeln mehr gibt, nach denen Entscheidungen eindeutig getroffen werden können, und ich möchte sicherlich niemals in die Situation kommen, darüber entscheiden – diskriminieren – zu müssen, wer beatmet werden soll und für wen es sich nicht mehr „lohnt“. Ich möchte nicht wissen, welche traumatischen Spuren die Arbeit mit Corona-infizierten Menschen bei Pfleger*innen und Ärzt*innen in Bergamo hinterlässt. Niemand hat sie darauf vorbereitet, niemand konnte sie darauf vorbereiten.

(Soziale Ungleichheiten werden durch die Pandemie und die Maßnahmen, die als Reaktion auf sie getroffen werden, verschärft, das vermerkte ich bereits. Menschen ohne Obdach, ohne ein festes Netz sozialer Beziehungen, mit psychischen Problemen, mit Behinderungen jeglicher Art. Und wer bitte denkt noch an die Menschen, die – dem Kontaktverbot oder Distanzgebot gar nicht entsprechen könnend – in Flüchtlingsheimen oder Flüchtlingslagern untergebracht sind? Das „wir“, auf das sich die sorgend-angstvolle Aufmerksamkeit fokussiert, ist kleiner geworden, sehr klein. Alltägliche soziale Diskriminierung, die ja das phantasmatische, fragile „wir“ so gewaltvoll stabilisieren, sind derzeit gar nicht mehr

14 - <http://www.gbe-bund.de/>

15 - Amelung, I., Bälz, M., Holbig, H., Schumann, M. & Storz, C. (Hrsg.). (2018). *Protecting the Weak in East Asia: Framing, Mobilisation and Institutionalisation*. London: Routledge.

16 - Oder doch Mortalität? Muss unbedingt mal OLGA Graylock fragen: <https://www.youtube.com/watch?v=L8SuySi30GE>.

nötig, die „Wir“-Konstruktionen werden in konzentrisch enger werdenden nationalen, kommunalen, familialen Gemeinschaften gegen den unsichtbaren viralen „Feind“ im pandemischen Krieg abgeschottet, der Rest ist nun bedeutungslos. Unser „whatever it takes“ geht mit einem „whatever happens to them“ einher. Indifferenz ist in diesem Falle folgenreicher als Diskriminierung.)

Eine sehr konkrete Diskriminierung ließ sich jedoch von Beginn der Pandemie, als diese noch nicht einmal als nationale Epidemie klassifiziert und von der WHO als eher regionales, eher harmloses Geschehen so tragikomisch unterschätzt worden ist, beobachten und zieht sich bis in die Gegenwart US-amerikanischer Politik hinein. Nicht erst Trumps Rede vom „asiatischen“ oder „chinesischen“ Virus, dem „Wuhan-Virus“ zeitigte konkrete rassistische Folgen. Menschen, die irgendwie asiatisch markiert wurden, avancierten von Beginn an zu Zielscheiben von Hass und Gewalt, die soziokulturell tradierte Vorurteile wiederaufleben ließen.¹⁷ Dass eine sozialpsychologische Rückführung dieser „Vorfälle“ auf Angst vor einem vielleicht todbringenden unverständlichen Unheimlichen naheliegt, entschuldigt keinen einzigen davon. Die Suche nach Sündenböcken ist ja ein bekanntes Phänomen, gerade dann, wenn etwas geschieht, das man nicht versteht, das man nicht „managen“ kann.¹⁸ Anlass für Corona-Blaming gab es in den letzten Wochen zuhauf. Das „Kitzloch“ in Ischgl, Ischgl an sich, die Tiroler Tourismusindustrie, die trotz eines möglichen oder realen Wissens um die Infektionen, schon Anfang März von Island als Hochrisikogebiet eingestuft, das Ski-Business noch am Laufen gehalten haben (und die mir so meinen geplanten Skiurlaub versauten). Die migrantischen – lies: muslimischen – Großfamilien, die mit Kind und Kegel am Wochenende die Promenade am Donaukanal bevölkerten, ungeachtet der Ausgangsbeschränkung im Allgemeinen und des Distanzgebotes im Besonderen (und die mich so beim Joggen am Kanal zu ärgerlichem Spießrutenlaufen zwangen). Deutschland, das so spät erst mit seinen Maßnahmen auf die Pandemie reagierte und die Gefahr für andere Länder erhöhte, getragen durch so viel lässige Gleichgültigkeit des Großteils der Bevölkerung, auch der Freund*innen, Bekannten, der Familie (während ich hier in Wien schon im Shutdown gewesen bin, gedanklich aber schon so viel weiter, so viel abgeklärter, wissender, klüger, wenigstens das!). Wird etwas bleiben von den Zuschreibungen von Schuld an die Anderen in der neuen Normalität? Ein Blaming indes nicht ganz grundlos zu sein: mit der europäischen oder gar globalen Solidarität, die politisch angemahnt wurde und wird, ist es nicht weit her gewesen in den letzten Wochen. Welche Hilfe hat Italien erhalten in den letzten Wochen? (Von China schweigen wir an dieser Stelle mal.)

Und eine letzte Dimension der Diskriminierung muss benannt werden, eine seltsame zugegebenermaßen: eine (im Unterschied etwa zur HIV-Infektion gesehene) Umwertung der Diagnose „positiv“, zumindest nach der Ausheilung. Welchen Status wird die Gruppe jener Menschen erhalten, die die Infektion überlebt haben und danach – hoffentlich – immun sind? Die keine Angst mehr haben müssen davor, angesteckt zu werden (oder andere anzustecken). Eine spannende Position. Aber dazu dieser Tage mehr.

Mittwoch/Donnerstag, 25./26. März 2020

Was aber, wenn ich positiv wäre? In dem Sinne: Corona-positiv und ausgeheilt. Ich könnte

17 - McLaughlin, Y. S. (2020, 13. März). The Other Problematic Outbreak. As the coronavirus spreads across the globe, so too does racism. The Atlantic. <https://www.theatlantic.com/international/archive/2020/03/coronavirus-covid19-xenophobia-racism/607816/>

18 - Haubl, R. & Caysa, V. (2007). Hass und Gewaltbereitschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

nur sehr milde Symptome gehabt haben: letzte Woche etwa das Kratzen im Hals (das aber auch von dem sehr trockenen Raumklima hätte kommen können oder einem Anflug einer ganz normalen Erkältung) und der komische Husten (der aber auch allergiebedingt sein könnte, bekomme ich doch beim Joggen am Donaukanal immer an dieser Stelle mit den blühenden Büschen plötzlich so schwer Luft, irgendwie deutet ja auch die etwas triefende Nase darauf hin, wobei das eben auch wieder zur Erkältung passen würde, egal). Ich hätte es also nicht wirklich gespürt, als mich die Infektion ereilte und sie ebenso unbemerkt mir auch wieder enteilt, bin positiv (endlich mal ein positives „positiv“, eine gute Diskriminierung!), also werde es auf die Antikörpertests immer sein, habe „es“ überlebt. Überlebt wäre nicht der richtige Begriff, denke ich gerade, zumindest nicht derjenige, den ich wählen würde, weil ich ja nicht einfach die Todesdrohung wahrgenommen hätte. Aber in der kollektiven Wahrnehmung der Pandemie und in Kenntnis der bereits Zehntausenden von Toten, die das Virus zu verantworten hat (sofern ihm Verantwortung zugeschrieben werden könnte, was doch schwierig sein dürfte) und eingedenk der existenziellen Angst vor einer Infektion bei Millionen anderen, scheint die Zuschreibung des Überlebens nicht ganz unangemessen.

I'm a survivor (what), I'm not gon' give up (what)
I'm not gon' stop (what), I'm goin' work harder (what)
I'm a survivor (what), I'm gonna make it (what)
I will survive (what), keep on survivin' (what)¹⁹

So richtig feiern dürfte ich jetzt natürlich nicht. Froh sein vielleicht. Mich privilegiert fühlen. Vielleicht aber auch: Schuldgefühle haben. Die Schuld der Überlebenden. Wobei ich denke, dass das in der aktuellen Situation zumindest in Deutschland oder Österreich eher ferner liegen würde. In Italien wäre das wahrscheinlich anders, wenn in meinem Umfeld, in Familie, im Freundes-, zumindest im Bekanntenkreis Menschen gestorben sind, die ich kannte, die ich mochte, an deren Stelle auch ich nun sein könnte, es durch Zufall oder Glück aber nicht bin. Dankbarkeit wäre wohl ein passender Begriff, Erleichterung.

Es gibt ja immerhin schon einige dieser Spezies der positiven Überlebenden, es werden immer mehr, es wird die Mehrheit sein der Menschen, die mit dem Virus in Kontakt kommen. Bislang gibt es eher Held*innenstories dazu wie die über den 101-jährigen Mann aus Rimini, der diese Woche das Krankenhaus verlassen konnte. Wenig wissen wir bisher jedoch, wie es den Menschen geht, nachdem sie nun eigentlich furchtlos wieder zusammen auf Swingerpartys abhängen könnten. Dumm eigentlich, dass es solche Partys gerade nicht gibt, auf denen ich das Überleben feiern könnte, es wird sie auch auf absehbare Zeit nicht geben. Die Maßnahmen da draußen gingen mich nichts an, Kontaktverbot, Distanzgebot, und doch sind und bleiben sie erst mal in Kraft. Meine Freiheit würde eingeschränkt, obwohl ich weder gefährdet wäre noch – was argumentativ das Wichtigere wäre – gefährlich wäre. Ansteckend wäre ich ja nicht mehr, keine Gefahr für andere. Irgendwie frustrierend. Privilegiert und machtlos. Ich könnte natürlich helfen, Solidarität zeigen, all das tun, was für andere, die noch negativ sind, heikel wäre. Eine schöne Vorstellung. Außer natürlich, das Virus mutiert und im nächsten Jahr beginnt das gleiche Spiel von vorne. Rien ne va plus.

19 - Destiny's Child (2002): Survivor. Zit. nach <https://www.songtexte.com/songtext/destinys-child/survivor-53d6835d.html>

Freitag, 27. März 2020

Nachdem ich am späteren Nachmittag vom Joggen in dieser wunderbaren Frühlingssonne am Donaukanal, wo ich es fast bis nach Nussdorf geschafft habe, um wie viele andere auch das Wetter und das Leben unter diesen besonderen Umständen soweit es eben geht, zu genießen versucht haben, nach Hause kam, die Nachricht auf dem iPad: fast 1.000 Tote in den letzten 24 Stunden in Italien. So viele wie noch nie. Die Kurve, wie es so bildlich einschlägig heißt, flacht offenbar noch nicht ab, der Peak ist noch nicht erreicht, während ein weiterer Hotspot in Südtalien sich manifestiert. Zwei paradigmatische Verläufe der Pandemie bilden sich hier ab: dort eine mehr oder weniger ungebremste Dynamik mit vielen schweren Verläufen, einer Überforderung des medizinischen Systems, eines, das „an die Grenzen“ kommt, wie es in den Medien im fehlschlagenden Versuch der Beschreibung einer Situation, für die es keinen Maßstab gibt, heißt (es ist immer kurz davor, zusammenzubrechen, obwohl es schon längst geschehen ist), mehr Tote als Namen merkbar sind; hier ein durch frühzeitigere Maßnahmen mehr oder weniger kontrollierte Dynamik mit der Hoffnung, dass es so schlimm nicht kommen werde und Ausgangsbeschränkungen, der fehlende Friseurtermin und dass die Notwendigkeit, selbst zu kochen statt essen zu gehen, für viele Menschen die einzige Unbill des derzeitigen Alltags sind. Hier irgendwie da, aber nicht wirklich, nicht nah, nicht so nah, ein Warten auf etwas, was im besten Falle gar nicht eintritt; dort sehr nah, viel zu nah, der Tod in den Städten, den Dörfern, den Familien. Viele dürften mittlerweile jemanden kennen, der oder die coronabedingt gestorben ist, um ein paar Ecken zumindest. Ein kollektiv erfahrendes Trauma dort, etwas, das die Gesellschaft auf lange Zeit prägt, was eine Nation verändert. Aber hier? Der Peak sollte, wenn man den optimistischen Prognosen folgt, später kommen und sehr viel flacher sein, die meisten werden nicht mitbekommen von dem, was hätte sein können und von denen, die es dann doch bekommen haben. Ein – mal ärgerliches, mal fatalistisches – Warten, bis langsam wieder eine, etwas andere, aber immerhin eine öffentliche Normalität sich ihren Weg bahnt. War da was? Die Beschwörung der Pandemie als globales Phänomen, als globale Krise, als globale Katastrophe trifft auf die Realität so krass unterschiedlicher Erfahrungen, die nichts miteinander gemein haben. Die mit den beiden paradigmatischen Verläufen einhergehenden Erfahrungen trennen Welten. Das wird „nach der Pandemie“ nicht einfach zu vermitteln, zu überbrücken, zu kitten sein. Was die Finanzkrise und der Rechtspopulismus und Brexit nicht geschafft haben, könnte Corona gelingen: Europa zerfällt.²⁰ Zumindest das Nachkriegseuropa, das sich vereinigende Europa, das grenzenlose Europa, jenes der Mobilität, des Austausches, des Verständigens und sich Verstehens, so fragil das mitunter schien, so oberflächlich. Das Nach-Corona-Europa möchte ich mir nicht vorstellen, heute jedenfalls noch nicht.

Samstag, 28. März 2020

Epoche, so lesen wir bei Wikipedia, kommt vom altgriechischen *epoché*, was so viel heißt wie „Haltepunkt, [Zeit-]Abschnitt“ und für „Ära, allgemeine Bezeichnung für eine Periode oder eine Zeitrechnung“ und „Zeitalter“, längerer geschichtlicher Abschnitt mit grundlegenden Gemeinsamkeiten steht²¹. Wann eine Epoche endet und eine neue Gestalt annimmt, stellt man ja immer erst im Nachhinein fest, in der retrospektiven und historisierenden Rekonstruktion.

20 - Di Cesare, D. & Rizzello, C. (2020, 26. März). „Ich weiß nicht, wie lange wir das durchhalten“. Zeit online. <https://www.zeit.de/politik/ausland/2020-03/italien-coronavirus-krise-konsequenzen-donatella-di-cesare>.

21 - <https://de.wikipedia.org/wiki/Epoche>.

Der Übergang vom langen 19. Jahrhundert²², dessen Beginn üblicherweise mit der Französischen Revolution angesetzt wird, ins 20. Jahrhundert, nimmt seinen Lauf am 28. Juni 1914 in Sarajevo mit dem Attentat auf Franz Ferdinand: Zwei einfache Schüsse beendeten es und nahmen bereits das Trommelfeuer des ersten Weltkriegs, der sich am Attentat entzündete, vorweg, dessen Schützengräben und dessen massenhafter Giftgastod und dessen namenloses Sterben von Millionen nicht nur eine neue Weltordnung mit sich brachte; sondern einen traumatischen Wahrnehmungsbruch in Szene setzte, in dem das destruktive Potenzial der Moderne eingeschrieben wurde.

Wann das 20. Jahrhundert zu Ende ging, ist lange nicht ganz so klar gewesen. Zunächst schien es, als sei das Jahr 1989 ein geeigneter Kandidat: der Fall der Berliner Mauer, der Zusammenbruch des Ostblocks, das Ende des Kalten Krieges. Francis Fukuyama diagnostizierte gar in Hegelscher Tradition stehend ein „Ende der Geschichte“, die kapitalistische Wirtschafts- als nun mehr einzige Gesellschafts- und friedvolle Weltordnung verstehend.²³ Die Vorstellung hielt der Realität leider nicht lange stand. Der Genozid in Ruanda, der Zerfall Jugoslawiens mit seinen anderen genozidalen Ereignissen. Mit „Friede, Freude, Eierkuchen“ ließen sich zwar Millionen zu elektronischer Musik auf die Straßen Berlins bringen, die geopolitischen Spiele gingen indes weiter, aus konventionellen wurden „neue“ und „asymmetrische“ Kriege,²⁴ aus den bipolaren Mächtesystem der Nachkriegszeit ein eher multipolares, viele der „global player“, allen voran die USA, blieben die gleichen. Auf dieser Ebene änderte sich nicht so viel, dass man von dem Beginn einer neuen Epoche sprechen könnte.

Also doch eher 9/11? Ging in dem Moment, als am 11. September 2001 die Türme über New York einstürzten, das 20. Jahrhundert zu Ende? Immerhin war es ja auch ein Attentat wie das in Sarajevo zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Eine gute Geschichte ließe sich so erzählen, das mögen Historiker*innen ja, die Hayden White in der schönen Fußnote auf Seite 506 seines Buches „Metahistory“ vielleicht etwas zu abschätzig als eher „naive Geschichtenerzähler“ ausgewiesen hat.²⁵ Aber seien wir ehrlich: Grundlegend hat sich danach nichts verändert. Militärische Interventionen wie in Afghanistan und im Irak gab es schon vorher, gerade auch von den USA, aber sicherlich nicht nur von ihnen, das globale Sicherheitsdispositiv wurde stärker entlang von kulturellen und religiösen Differenzen entfaltet, wobei handfeste materielle Interessen keine kleine Rolle spielten, von einem existenziellen „Clash of Civilizations“, den Samuel Huntington aufziehen sah,²⁶ ist die Post-9/11-Welt noch weit entfernt. Und solange sich der Trouble im Nahen Osten oder einem indifferent vereinheitlichten „Afrika“ abspielt: *who really cares?* Die Globalisierung schritt zugleich in vielen Bereichen voran, auch nach der Finanzkrise, und all die kleinen und großen Konflikte trieben sie eher an als dass sie ihr hinderlich war: von der Rüstungsindustrie bis zum *humanitarian aid business*, vom Drogen- zum Menschenhandel. Das ist arg unterkomplex beschrieben, aber – *for the sake of the argument* – sei es verzeihlich: in weltpolitischer Sicht war 9/11 keine so krasse Zäsur, und was die in Wikipedia vermerkten „grundlegenden Gemeinsamkeiten“ angeht, wäre wohl eher auf die Durchsetzung des Internets, den weiteren technologischen „Fortschritt“ – iPhone, iPad und unsere schöne neue *social media world* – und die mit alldem einhergehenden sozialen Beschleunigungen, die Hartmut Rosa analysiert, die Entgrenzung, in realen Mobilitätsbewegungen und im virtuellen Raum,

22 - Hobsbawm, E. (2017). Das lange 19. Jahrhundert: Europäische Revolution, Die Blütezeit des Kapital, Das Imperiale Zeitalter. Stuttgart: Konrad Theiss; Kocka, J. (2001). Das lange 19. Jahrhundert. Handbuch der deutschen Geschichte. Band 3. Stuttgart: Klett-Cotta.

23 - Fukuyama, F. (1989). The end of history?. The National Interest, (16), 3–18.

24 - Herberg-Rothe, A. (2003). Der Krieg: Geschichte und Gegenwart. München: Campus; Münkler, H. (2011). Die neuen Kriege. Reinbek: Rowohlt.

25 - White, H. (2014). Metahistory: The historical imagination in nineteenth-century Europe. Baltimore: JHU Press.

26 - Huntington, S. (1993). The clash of civilizations. Foreign affairs, 72(3), 22–49.

zu verweisen. Die Diagnose eines Zeitalters der Digitalisierung ist ja nicht ganz neu, aber charakterisiert eben nur einen Teilaspekt unseres Lebens.

--- Nachtrag am Dienstag, 31. März 2020, 21.59 Uhr: Es ist schwer, an dieser Stelle, an der ich vor einigen Tagen unterbrochen habe zu schreiben, wieder anzusetzen. Die fast schon Stimmung, in der ich, wenn ich den bisherigen Tageseintrag lese, gewesen sein, muss, scheint nicht nur deswegen weit weg, weil ich mittlerweile von Berlin aus schreibe; sie trägt apokalyptische, zumindest surreale, vielleicht aber auch hysterische Züge. Ich versuche, mich dennoch wieder hineinzuzusetzen, hinein zu fühlen, die Überlegungen weiterzuführen, an ein Ende zu bringen. --- Der Epochenübergang, der sich in mehreren Schüben bereits angedeutet hat, in unterschiedlichen Bereichen sich eingeschlichen hat, könnte nun, mit der Corona-Pandemie sich endgültig vollziehen. Die 1990er, 2000er und 2010: Übergangsjahre eines global mitunter ungleichzeitigen Ringens, Suchens, Anpassens an etwas Neues im Entstehen. Hat uns die Einübung ins Virtuelle durch die lebensweltlich omnipräsente Selbstverständlichkeit von Kommunikation und Interaktion mittels sozialer Medien nicht genau mit dem ausgestattet, was wir in der aktuellen Situation benötigen? Nicht so sehr technisch, sondern im Sinne der Neujustierung psychosozialer Beziehungserfahrungen? Eine für mich als im Wissenschaftlichen poststrukturalistisch Sozialisierten eine doch sehr seltsame geschichtsphilosophische oder (heute damit ja fast zu identifizierende) evolutionstheoretische Vorstellung.

Es ist bezeichnend, dass es kaum gut gelingt, ein einziges signifikantes Datum zu benennen, das die Pandemie bezeichnet. Keine Schüsse, die man identifizieren kann. Keine plötzliche Öffnung einer Mauer. Kein Einsturz von Wolkenkratzern. Anfang Dezember gab es die ersten Berichte über das Virus, soweit ich mich recht erinnere, aus Wuhan, die Frage der Mensch-zu-Mensch-Übertragung wurde noch als eher unwahrscheinlich eingestuft. Norditalien gelang erst ab Anfang Februar langsam in den Fokus medialer Berichterstattung. Danach dann ging es schnell, sehr schnell. Aber die Dynamik, die von regionalem Ausbruch zu überregionaler Epidemie hin zu globaler Pandemie ihren Lauf nahm, festzumachen, an einem Punkt, zeitlich wie örtlich, fällt schwer. Es geschieht. Auch und gerade dann, wenn es sich nicht ereignet. Totale Simulation, in der die Maßstäbe der Wahrnehmung und Bewertung versagen. Normalität ist Normalität ist Normalität. Ist das Fehlen der Vorstellung eines Endes, das nicht in kitschigem Feuerwerk mit Party am Times Square, Signum der künftigen Zeit? Werden wir nicht unmerklich in eine neue Normalität des Provisorischen gelangen und uns darin recht umstandslos einschicken und nur bemerken, was sich da radikal verändert hat, wenn wir in den Fotoalben auf dem Rechner Bilder vom Last-Minute-Urlaub in Ägypten finden?

Die Pandemie als real gewordene Dystopie. Wir hätten ja vorbereitet sein können, hätten wir die medialen Phantasien der Katastrophe als Ausdruck eines kollektiv produzierten Unbewussten ernst genommen. Vielfach wurde im Hinblick auf die Corona-Pandemie auf filmische Variationen des Themas verwiesen, insbesondere *Outbreak*. Als ich 1995 noch mit dem Gedanken spielte, Biochemie, Genetik, Medizin oder sowas in der Art (wobei da auch Ägyptologie mit dabei war) zu studieren, war das einer meiner Lieblingsfilme. Eine Heldenstory, am Ende zumindest, soweit ich mich erinnere. Ein Ende also, irgendwie happy. Insofern gibt der Film keine angemessene Blaupause für die Corona-Pandemie her. Einschlägiger scheinen doch apokalyptisch anmutende Serien á la *Walking Death*, wobei die Apokalypse eben nicht stattfindet und damit auch keine Wiedergeburt, keine Auferstehung, kein *day after*. Vielmehr sind das ja ausweglose Dystopien, in der die Sozialität aufgehoben ist, der Mitmensch entweder bereits realer oder doch irgendwie potenzieller Zombie oder, was noch schlimmer anmutet, einfach bar jeglichen Sinnes für ein soziales Gemeinwesen, lustvoll Hobbes' Naturzustand auskostend, ohne dass sich irgendein Ausweg, ein Ende absehen ließe (zumindest nicht nach der sechsten oder siebten Staffel, nach der ich beschlossenen habe, meinem Seelenheil eine kleine Pause zu gönnen, um bei *Game of Thrones* der Hoffnung auf eine Welt nach der Nacht zu frönen). Drückte sich hier eine wie auch immer diffus angstvolle Erwartung eines gesellschaftlichen Zustandes aus, der sich in Kategorien berechenbarer Ordnung und grundlegender Sozialität nicht mehr fassen lässt?

Worin wir gerade verstrickt sind, ist ein Prozess zunehmender Orientierungslosigkeit – und es ist sicherlich kein Zufall, dass wir bei statistischen „hard facts“ epidemiologischer Modellierung und virologischer Forschung eben diese suchen – in Bezug auf die Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit und das Erleben und Gestalten sozialer Beziehungen. Aber auch im wirtschaftlichen und politischen Feld werden Brüche sichtbar, das Primat des Ökonomischen ist ins Wanken geraten, die bereits seit längerem erfolgende Erosion einer sinnvollen Unterscheidung zwischen links und rechts wird vollendet, Globalisierung und Demokratie werden neu gedacht werden müssen, die Nation erfährt eine unerwartete Renaissance, ob Europa als Union das überstehen wird, ist fraglich, wenn die Pandemie den globalen Süden verwüstet haben wird, ohne dass die internationale Entwicklungszusammenarbeit auch nur ansatzweise darauf reagieren könnte oder möchte, da die finanziellen Mitteln woanders gebraucht werden, wird forcierte Migrationsbewegung zu Konflikten führen, für die der Syrien-Krieg und die Fluchtbewegungen und die Camps von Millionen in der Türkei und die tausenden Toten im Mittelmeer nur eine kleine Ouvertüre gewesen sein dürften, und die USA werden bei all dem einfach keine Rolle mehr spielen. *Sad*. Die neue Weltordnung wird keine schöne sein: keine friedliche, keine gerechte, keine gleiche und, genau: mit Sicherheit keine solidarische.

Ein letzter Hilferuf, ein letztes Aufbäumen dagegen, und vielleicht in dessen Vergeblichkeit vielleicht doch der Moment, an dem das 20. Jahrhundert zu Ende ging: Rom, 27. März 2020, der Papst im Regen auf dem Petersplatz. Keine Hoffnung, nirgends. --- So, in etwa, den Notizen des Tages folgend, wäre der Text wohl weitergegangen. Einen Tag später und mehr noch in Berlin zwei, drei Tage später, hätte ich ihn sicherlich nicht mehr so denken können. Ich sollte ihn weniger als gesellschaftsdiagnostischen lesen, sondern als Ausdruck einer situativen psychosozialen Verfasstheit, die es umso dringlicher macht, mein Buchprojekt endlich in Angriff zu nehmen und die Weltangstgesellschaft zu beschreiben.

Montag, 30. März 2020

Context matters. Diesmal in einem anderen Sinne, der mir eben beim Abendessen deutlich geworden ist, als ich das spannende Vanille-Aroma bei dem australischen Shiraz zum Thema machte, den es zum Hähnchenfilet an Korianderpesto mit Gnocchi gab, das durch die zugefügte Paprika auch als Puszta-Pfanne durchgehen könnte.

Gestern sind wir, recht kurzfristig, über München nach Berlin geflogen. Wenn alles so gelaufen wäre und laufen würde, wie einmal vor der Pandemie geplant und gebucht, dann würde ich jetzt eine normale Arbeitswoche in Wien verbringen, mit Lehre und Meetings, Lesen und Schreiben, meinem Gym am Morgen und abwechselnd Netflix- und Ausgehende mit Freund*innen und Kolleg*innen, und am Freitag nach Rom fliegen, um die Osterzeit dort mit Michael zu verbringen. Gerade auf die Osterzeit in Rom hatte ich mich sehr gefreut, nicht nur in Erwartung eines warmen und sonnigen Frühlings, der Morgenspaziergänge am Kolosseum, der Ausflüge an den Strand von Ostia, nach Il Corvone mit dieser großartigen Strandbar und dem ebenso großartigen Aperol Spritz, der Pasta al Limone in dem kleinen Restaurant in Trastevere abseits der touristischen Routen, wo man uns kennt und mittlerweile auch anschreiben lässt, des fanastischen Eises entweder bei Giolitti am Pantheon oder diesem neuen Laden an der Via Nazionale oder der Fatamorgana in Monti. Gefreut hatte ich mich auch auf den Besuch der Messen zur Osterzeit, bei uns um die Ecke in Santa Maria ai Monti, in deutschen Gemeinde nahe der Piazza Navona, im Petersdom. Karfreitag: *Flectamus genua*. Die Osternacht: *Lumen Christi*, das Licht der Welt. Halleluja.

Wenn mir beim Schreiben Tränen kommen, dann sind sie mit dem Bild des Papstes von Freitag verbunden: in der abendlichen Dämmerung im Regen auf dem leeren Petersplatz stehend, sprechend, betend. Allein. Unendlich ernst, traurig, erschöpft, entsetzt, so gebrechlich. Ohne alles genau zu verstehen, verstand ich es doch. *Urbi et orbi*. In der eintausendfünfhundertjährigen Geschichte des Papsttums (plus minus das ein oder andere Jahrhundert, ja nachdem, wie man es beginnen lässt), wurde der Segen nur zur Wahl eines neuen Papstes, zu Weihnachten und zu Ostern gesendet. Im Vergleich zu diesem Bruch mit der Tradition scheint der Rücktritt Benedikts fast schon marginal. Selbst im Krieg ist es möglich, ist es überlebenswichtig, sich zu treffen, sich zu trösten, gemeinsam zu weinen, zu lachen, auch zu ängstigen. Wo das nicht geht, wo Gemeinde als paradigmatische *communitas* nicht mehr gelebt und gefühlt werden kann, wo ist da noch Hoffnung?

Die Bilder aus Rom, der Unerreichbaren, stärkten an jenem Abend das Gefühl, eher nach Berlin zurückzukehren als geplant. Nachdem wir statt des Romflugs einen Berlinflug für den kommenden Freitag gebucht hatten, dieser an eben jenem Freitag aber bereits ersatzlos gestrichen wurde (wie mittlerweile alle Flüge von Easyjet), dachte ich an Dienstag als neuen Reisetag, aber bereits am folgenden Tag, als die Nachricht eintraf, dass der Flughafen Tegel vielleicht schließen würde, weil es sich einfach nicht mehr lohnen würde, ihn unter den derzeitigen Umständen offen zu halten, entschieden wir uns für Sonntag als Reisetag: weniger Menschen unterwegs, weitere Einschränkungen im Reiseverkehr wären erst für Anfang der Woche als früherer Arbeitswoche erwartbar, ich könnte ab Montag ohne Verzögerung von Berlin aus im Home Office arbeiten. Lufthansa, mit Rückflug am 19. April, in der Hoffnung, dass eine Rückreise dann möglich ist.

Die U-Bahn und der Zug als S-Bahn-Ersatz zum Flughafen in Wien gestern: leer, in der U-Bahn waren wir die Einzigen, im Zug vielleicht noch zwei, drei andere Menschen. Der Flughafen: leer. Leere Abflughallen, drei, vier Menschen an einem Info-Schalter, irgendwo ganz hinten saß jemand auf einer Bank, niemand stand an beim Scan der Boardingkarte, bei der Sicherheitskontrolle eine junge Frau vor uns, später kam, als wir schon am Gehen waren, noch ein junger Mann. Leere Gänge, geschlossene Shops, geschlossene Restaurant, geschlossene Toiletten. Vor einem Monat, auf dem Weg nach Albanien und zurück, war hier die Hölle los, wie man so schön sagt. Die Schlange beim Durchleuchten des Handgepäcks, der Sicherheitsschleuse, war bei der Rückreise so lang, dass kurz zu befürchten stand, wir könnten den Anschlussflug verpassen. Am Gate: so gut wie niemand. Im Bus zum Flugzeug, beim Warten auf die letzten Passagiere: sieben Menschen, teilweise mit Masken vor dem Mund, bis auf die dauertelefonierende junge Frau und ein kurzes Handygespräch eines als solcher sich immer noch inszenierenden Geschäftsreisenden alle still, nach draußen aufs leere Rollfeld in der Ferne schauend, in die Leere vor einem, auf das Handydisplay, in ein Buch. Im Flugzeug dann: zehn Menschen. Wasser konnte man sich selbst beim Einstieg nehmen, kein Service, kein mehr als notwendiger Kontakt auch hier. Vier Flüge sind noch gegangen an diesem Nachmittag. Und in München: das gleiche Bild. Ein paar Flüge mehr, aber insgesamt so viele wie normalerweise in zehn Minuten von dort abheben: Düsseldorf, Berlin, Hamburg, Doha, Frankfurt, Helsinki, Madrid, Dublin, Barcelona. Das war also gerade die Welt.

War die Vorstellung zu fliegen vorab schon irgendwie absurd, eben unvorstellbar, war die Erfahrung des Fliegens selbst surreal, apokalyptisch. *The day after*. Oder *Titanic*: Eine Café-Bar bot in München noch Stehausgabe an, die leise Musik war schon von Weitem zu hören, lockte sirenenhaft an, die letzten Überlebenden versammelten sich dort, mit Abstand zueinander natürlich, ruhig, ohne Worte. Stille Blicke bei den wenigen Menschen, die der Ort noch sah. Es gab Leberkäse und Sekt.

Wieder kamen bei mir Erinnerungen an einen anderen Ort hoch: der Flughafen Erbil im Nordirak. Selbst bei Flügen im Winter um 4 Uhr am Morgen war dort noch mehr los. (Wie es dort gerade wohl ist?) Nicht nur Messen kann man in Kriegszeiten und in Konfliktkontexten noch feiern, auch fliegen ist bisher immer noch gut gegangen. Afghanistan, Irak, Jordanien,

Libanon, auf dem Luftweg über Syrien hinweg. Auch wenn es mit dem Tourismus gerade nicht geht, geht doch das Business, das normale wie das des Krieges, in seiner militärischen wie humanitären Dimension. Das geht immer. Und wenn der eine Flug gestrichen wurde und der andere zu unsicher war, ging immer noch der dritte, auch wenn es dann 24 Stunden dauerte. Seit Sonntag bin ich da nicht mehr so sicher.

In Berlin dann: unsere Wohnung, größer und heimeliger, der Optiker hatte meine Kontaktlinsen, beim Arzt bekam ich meine Medikamente. Ich nahm am Video-Call mit den Kolleg*innen der Uni Wien teil, wohl nicht als einziger nicht in Wien vor der obligatorischen Bücherwand sitzend. Ich schrieb Mails und tippte dies und das. Und hatte doch das zunehmende Gefühl, dass hier etwas völlig falsch läuft. Ich habe nicht viel Sinnvolles hinbekommen heute, weder textlich noch gedanklich, nicht einmal Yoga. Aggressive und selbstaggressive Gefühle verstärkten sich über den Nachmittag hinweg, die Softwaresachen gingen nicht so, wie ich es wollte, die Audioaufnahme zur Präsentation lief nicht gut, mit dem GIZ-Bericht bin ich nicht weitergekommen, mit den Büchern, die immer dringender werden im Hinblick auf die selbst gesetzten Deadlines Ende April, erst recht nicht. Keine Abschlussarbeiten gelesen und begutachtet. Zum Glück gab es im Bioladen Hähnchen, Paprika, Gnocchi, Korianderpesto. Wie früher eben.

Nur nicht den Shiraz, den hatten wir schon lange nicht mehr, das Vanillearoma habe ich zum ersten Mal in dieser Deutlichkeit geschmeckt. Beim Hinweis darauf am Tisch dachte ich dann: Wann haben wir das letzte Mal so viel und so lange über Banalitäten gesprochen, wann habe ich mich das letzten Mal so stark und so lange über meine Unzulänglichkeiten geärgert (das eine Mal mit der Software in Wien sei mal übergangen an dieser Stelle)? Wann war das letzte Mal so lange so etwas wie ein Gefühl von Normalität zumindest hier in der Wohnung, in unserer Arbeit, in unserer Kommunikation. In Wien haben wir auch während des Essens Nachrichten gecheckt. Informationsoverkill. Statistiken. Rauf, runter. Prognose. Einschätzungen zu anderen Ländern, anderen Maßnahmen. Wie geht es weiter? Wie wird es enden? Was heißt das überhaupt? Jede noch so kleine Nachricht schlug ein, traf, verfehlte nicht ihr Ziel. Das letzte Mal habe ich vor einigen Stunden eher kursiv die Nachrichten überflogen. Hier scheint alles wieder weiter weg, ganz weit. Ist es nicht Madagaskar, wo Vanille wächst?

(So weit dürfte es dann doch nicht weg sein, denke ich gerade. Madagaskar, das ist nicht nur Vanille. „Wir lagen vor Madagaskar Und hatten die Pest an Bord. In den Kesseln da faulte das Wasser Und täglich ging einer über Bord.“²⁷ Seit 1921 ist die Pest endemisch auf Madagaskar, lese ich, 2018 erst war der letzte größere Ausbruch. Und noch eine Assoziation kommt hoch, unweigerlich, auch diese voller Gewalt und Leid.²⁸ Aber das ist eine andere Geschichte. Oder?)

To be continued... mit: Generationenfrage, kollektivistische vs. individualistische Kulturen, Informationssucht, Strategien der Aufrechterhaltung von Normalität, Corona als Chiffre eines globalen Traumas, USA und Schadenfreude, die Rolle von Empathie, unmittelbare Wirkungserwartung in virtueller Kommunikation vs. verschobene Zeitlichkeit der Pandemie

27 - J. Scheu (?) (1934: Wir lagen vor Madagaskar. Zit. nach https://de.wikipedia.org/wiki/Wir_lagen_vor_Madagaskar.

28 - Z.B. Aly, G. (2017). »Endlösung«: Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden. Frankfurt/M: Fischer.
